

Hildegard von Bingen und die Konturen einer dialogischen Ethik

Leben aus Verantwortung nach dem „Liber Vitae Meritorum“

Otto Betz, Thannhausen

Obwohl Fragen des ethischen Lebens in allen Schriften der heiligen Hildegard angesprochen und thematisiert werden, kann man doch wohl sagen, daß ihr Werk „Liber Vitae Meritorum“ die zentrale Auseinandersetzung mit den Problemen des sittlichen Lebens ist. Es ist – wie ihre andere Hauptschriften – ein visionäres Buch, aus der Schau gewonnen und in sechs große Kapitel untergliedert. Nun darf man sich diese Schrift nicht als systematische Abhandlung verschiedener Problemfelder vorstellen, in der kasuistisch Lösungen angeboten werden, es sind vielmehr Begegnungen und Gespräche von Wesen, die eine verschiedene Einstellung zur Welt und zum Leben haben. Es treten Gestalten auf, die als personifizierte „Laster“ gekennzeichnet werden und ihre Lebensphilosophie begründen. Ihnen treten andere Gestalten entgegen, personifizierte „Tugenden“, die anders argumentieren und die Positionen der „Laster“ in Frage stellen.

Nun könnte eine solche Gegenüberstellung ziemlich langweilig sein, weil man sich schon von vornherein ausrechnet, wie tiefschwarz die Laster von der Sünde gefärbt sind und wie edel und makellos die Tugenden auftreten werden und als reine Lichtgestalten den Repräsentanten der Finsternis gegenüberstehen. Aber die Darstellungsweise Hildegards ist sehr viel lebensnäher, weil die „Laster“ nicht als ausgekochte Bösewichter auftreten, sondern als einigermaßen „normale Menschen“, die ihre Lebensauffassung unbekümmert darlegen und verteidigen können. Natürlich lebt ein solcher Dialog von den Kontrasten, aber es geht Hildegard offenbar darum, daß der Leser sich in den Repräsentanten der Laster zunächst einmal wiedererkennt. Es wird von ihnen eine Art der Argumentation benutzt, der man eigentlich zustimmen möchte, weil sie eine gewisse Schlüssigkeit hat. Wenn dann die „Tugenden“ auftreten, wird die Einstellung der „Laster“ auch nicht absolut verneint und abgelehnt, es wird vielmehr eine andere Sehweise deutlich gemacht, die die bisherige Betrachtungsweise als einseitig und kurzschlüssig kennzeichnet. Wie geschieht dies? Nicht auf eine negative Weise, sondern anders: Die Selbstherrlichkeit und verbohrte Eigensinnigkeit wird dadurch abgewehrt, daß

neue Blickpunkte gewonnen werden und die bisherigen Betrachtungsweise positiv korrigiert wird.

Mir ist bei der Lektüre des Buches die Gestalt des „Father Brown“ von Chesterton eingefallen. Dieser liebenswerte englische Pfarrer ist gewissermaßen im Nebenberuf Detektiv. Er spürt aber nicht mittels seiner überragenden Intelligenz und seiner analytischen Geistesschärfe die Mörder und Verbrecher auf, sondern weil er sich in die Psyche der Gesetzesbrecher versetzen kann. Und das gelingt ihm deshalb, weil er auch in sich selbst die schattenhafte Veranlagung zum Verbrecher spürt. Seine ehrliche Selbstannahme läßt ihn erkennen, daß er zu allen möglichen Untaten in der Lage wäre, vor denen ihn aber Gott und das Schicksal bewahrt haben. Der latent vorhandene Verbrecher in ihm läßt ihn die Pläne und Gedankengänge der wirklichen Täter erkennen, so kann er sie überführen und sie ihrer Strafe (oder ihrer Besserung) zuführen.

Man möchte meinen, Hildegard habe auch die Fehlverhaltensformen, die sie beschreibt, in sich verspürt, mindestens hat sie sie in ihrer unmittelbaren Umgebung erleben und beobachten können, deshalb konnte sie die Symptome so plastisch und konkret beschreiben. Auch die menschlichen Verfehlungen werden mit einer gewissen Liebe und viel Verständnis gezeichnet, aber sie will über die Niederungen des Daseins hinauskommen und die Engführung menschlichen Denkens aufsprengen. So sind die „Tugenden“ wirklich die himmlischen Helfer, die von Gott geschickten Therapeuten, die dem Menschen zu einer neuen Betrachtungsweise verhelfen sollen.

An einigen Beispielen soll diese hildegardische Methode verständlich gemacht werden. – Die personifizierte „Weltliebe“ („*Amor saeculi*“) argumentiert auf folgende Weise: „Wieso sollte ich hinwelken, wo ich doch vor grünender Lebenskraft strotze? Sollte ich mich hinschleppen wie ein Greis, da ich doch in der Jugendfrische blühe? Soll ich das schöne Licht der Augen in Blindheit halten? ... Solange ich noch dieser Welt Schönheit genießen kann, will ich sie mit Wonne umfassen“.¹ – Wer könnte dieser Betrachtungsweise widersprechen? Hier spricht sich eine lebensbejahende, das Dasein liebende Haltung aus, die überzeugt und plausibel erscheint. – Allerdings fügt Hildegard noch einen Satz an, der die Grenzüberschreitung des Weltverliebten deutlich macht: „Ein anderes Leben kenne ich nicht, und nichts besagen mir die Fabeleien, die ich davon höre“ (31).

¹ Zitiert wird nach folgender Ausgabe: Hildegard von Bingen, *Der Mensch in der Verantwortung*, übertragen von Heinrich Schipperges. Salzburg 1972, 30f.

Nun haben wir plötzlich diese Gestalt in ihrer Ambivalenz vor uns. In ihrer visionären Schau sieht Hildegard sie als nackte Gestalt, die mit Armen und Beinen den blühenden Baum umklammert: sie hält sich an das Gegebene und Vorhandene, ohne weiterzufragen, ohne nach letzter Verlässlichkeit und Tragfähigkeit zu suchen. Die Hauptsache ist, daß der Baum blüht, allein daran kann man sich halten.

So ist es naheliegend, daß Hildegard eine Gegenfigur auftreten sieht, die „*himmlische Liebe*“ (*Amor caelestis*“), die auf das Defizit dieser Lebenseinstellung hinweist: „Du suchst nicht das wahre Leben, das in seiner Jugendschöne nimmermehr welkt und das sich selbst in der Reife des Alters nicht erschöpft ... Du wühlst dich in das Verlangen des Menschen wie ein Wurm. Von Augenblick zu Augenblick lebst du, um dann wie Heu zu verdorren.“

Es ist hier eine ähnliche Argumentationsfigur zu beobachten wie in dem jesuanischen Gleichnis vom reichen Kornbauern (Lk 12, 16–20). Der Bauer tut das, was man in Erwartung einer guten Ernte tun soll, er trifft Vorsorge, damit der Reichtum eingebracht werden kann. Aber Jesus kann dies Verhalten dennoch nicht loben, sondern hält es für verfehlt, weil sich der Bauer in Sicherheit wiegt und den Eindruck hat, jetzt könne ihm nichts mehr passieren. – Auch der Weltverliebte wird nicht deshalb getadelt, weil er sich an seiner *viriditas*, der grünenden Lebensfülle, erfreut, sondern deshalb, weil er nicht daran denkt, wie schnell die Wonne verfliegt. Es muß noch andere Dinge geben, die uns das Leben als sinnvoll erscheinen lassen. Auch die „himmlische Liebe“ sagt: „Alle Freude des Lebens liegt mir im Sinn. Das wahre Leben verschmähe ich keineswegs ... Du aber rennst dahin auf Pfaden der Nacht, und deine Hände bewirken nur Ohnmacht.“

Die „Dialogik“ der hildegardischen Ethik liegt also darin, der Lebensweise eines „Schattenwesens“ nicht einfach die Daseinsform einer glorreichen Tugend entgegenzustellen, sondern deutlich zu machen, wie einseitig und kurzschlüssig häufig die Einstellung eines Menschen ist. Unser Denken braucht eine Korrektur, damit wir nicht an der Oberfläche hängenbleiben. Dieser Dialog soll einen Lernprozeß auslösen, der die Augen öffnet.

Greifen wir ein anderes Beispiel heraus. Hildegard hört die Stimme eines Menschen, der für die Fröhlichkeit eintritt, aber dabei die Grenzen nicht berücksichtigt: „Was könnte dem Menschen schon eine Freude schaden, die ihn wenigstens etwas zum Lachen bringt? Trägt er doch in seinem Wesen solch schönen Seelenhauch, da darf er wohl auch seine wohlklingende Natur zeigen! Was wäre auch ein Mensch, dem es immer nur zum Sterben zumute ist? Ein Nichts! Drum laßt uns fröhlich sein, so-

lange es hier noch etwas zum Freuen gibt!“ (31) – Das ist eine plausibel formulierte Einstellung, der man spontan nur zustimmen kann. Freude ist ein Lebenselixier, Lachen erleichtert uns das Dasein. Wohl dem, der ein Sensorium für all das hat, was uns das Leben liebenswert macht.

Es ist nun aufschlußreich, daß Hildegard eine solche Einstellung zum Leben nicht direkt kritisiert, sondern die Gefahr aufweist, die damit verbunden ist. Der „*Petulantia*“ (der *Ausgelassenheit*) tritt die „*Disciplina*“, die *Zucht*, entgegen. Wer nur spielen will, gleicht dem unsteten Winde, er redet anderen nur nach dem Munde, um ihre Zustimmung zu bekommen. „Wo die Menschen dir begegnen, da finden sie Zuneigung zu dir, da du ihnen stets lustig entgegenkommst.“ Dabei wird aber die Vielschichtigkeit unserer Welt reduziert auf die Ebene, die „bekömmlich“ ist, die fröhlich genossen werden kann. Die Abgründigkeit des Daseins wird dabei vertuscht, das ist der Punkt, wo die Kritik ansetzt. Fröhlichkeit und Ernst, heitere Leichtigkeit und die nötige Schwere, sie schließen sich nicht aus, sondern bedürfen einander, halten sich im Gleichgewicht. Wer nur noch den einen Pol des Daseins wahrnimmt und den anderen verleugnet, bringt sich um dieses Gleichgewicht und verkürzt die polare Spannung um einen entscheidenden Aspekt.

Ähnlich wie der Übermütige argumentiert auch der *Vergnügungssüchtige* („*Joculatrix*“), der sich für sein Verhalten sogar auf den Schöpfergott beruft und zu rechtfertigen sucht; der hat ja alles ins Dasein gerufen, was sich auf dieser Erde vorfindet: „Spiel und Spaß sind kein Unrecht! Der Himmel freut sich und jedes seiner Geschöpfe. Warum sollte ich nicht auch lustig sein? ... In lustigem Wirbel will ich mich drehen, damit alles mit mir seinen Spaß treibt. Gott schuf ja die Luft, die mir so süßen Klang zuträgt. Warum sollte ich mich nicht an ihnen ergötzen? Mensch und Tier und Mensch, sie treiben lustig ihr Spiel miteinander! So ist es recht, so soll es sein!“ (32). Auch hier spüren wir wieder, daß uns kein abstoßendes und übertreibend geschildertes Laster vor Augen geführt wird, sondern die Einstellung eines Menschen, dem wir mit einer gewissen Sympathie begegnen werden. Und wieder setzt Hildegard diese Auffassung nicht pauschal ins Unrecht, sondern macht die Gefährdung bewußt, wenn sie absolut gesetzt und nicht in ihrer Einseitigkeit erkannt wird. Eine Verengung des Blickfeldes führt zu einer partiellen Blindheit: alles, was der Fröhlichkeit und der Lebenslust dient, wird wahrgenommen, die anderen Seiten des Daseins werden aussortiert und nicht zur Kenntnis genommen. Die „*Verecundia*“ tritt auf, die *Rücksichtsvolle* und Achtsame, um die Gewichte wieder ins Lot zu rücken: „Ein toter Schall wirst du schließlich sein, gemacht von Menschenhand ... Du erhaschst nur, wonach dir der Sinn steht. Auf der Bahn wahnhafter Widersprüchlichkeit schreitest du

einher“ (33). Verecundia läßt sich nicht vom schönen Schein blenden, sie hat den nüchterneren Blick, der auf die Kehrseite der Medaille sieht. „Ich bekomme überall das zu sehen, was du in blinder Unwissenheit fliehst.“ Mit Geduld und Einfühlung soll das Blickfeld erweitert werden, damit der verengte und einseitige Standpunkt aufgegeben und die differenzierte Wirklichkeit angenommen werden kann.

Aber in ihrer dialogischen Ethik finden sich bei Hildegard auch andere Beispiele, die mit einer gewissen Eindeutigkeit fragwürdige oder verfehlte Formen menschlicher Existenz aufzeigen. Die *Herzenshärte* („*Obduratio*“) sitzt wie ein unbeweglicher Haufen an ihrem Ort, läßt nur ihre großen schwarzen Augen sehen und bleibt unbeweglich in ihrer Finsternis hocken. Sie ist sich selbst genug und kümmert sich um nichts weiter als um ihren eigenen Vorteil. „Warum sollte ich mich um etwas bemühen oder gar kümmern? So was werde ich schön bleibenlassen.“ Und wenn sie darauf angesprochen wird, sie solle sich für andere einsetzen und Verantwortung übernehmen, dann schiebt sie diese Verantwortung kühl auf den Schöpfer ab: „Gott, der da alles geschaffen hat, der soll auch schön dafür geradestehen und für sein All Sorge tragen.“ Von Mitleid will sie schon gar nichts wissen, dann müßte sie sich ja selbst vernachlässigen: „Was würde dann von mir selber noch übrigbleiben? ... Ich weiß nur von meiner eigenen Existenz; möge auch jeder andere wissen, wer er ist!“ (33). Mit allen Konsequenzen wird hier ein Mensch gezeichnet, der einzig um sich selbst kreist, sich selbst genug ist, an den eigenen Nutzen denkt und jedes Bemühen als unnütz oder gar widersinnig ablehnt, sich einführend in andere Menschen zu versetzen.

Diesem egozentrischen Wesen, das in der Finsternis verharret, sieht Hildegard eine andere Gestalt entgegengesetzt: die *Barmherzigkeit* („*Misericordia*“), das Wesen, das vom Herzen her mitfühlen kann. Und sie stimmt ein Jubellied auf diese Fähigkeit an, mit anderen empfinden zu können. Zunächst wird die Herzenshärte als „versteinertes Wesen“ gekennzeichnet, das unfähig geworden ist, etwas anderes als die eigene Wirklichkeit wahrzunehmen. Und dann schwingt sie sich zu einem Bekenntnis der Gegenseitigkeit und der inneren Verbundenheit aller Kreaturen auf. In Gottes Schöpfung ist nichts einfach nur für sich selbst da, um der eigenen Existenz willen, alles ist füreinander geschaffen, nimmt am anderen Anteil. „Die Kräuter bieten einander den Duft ihrer Blüten; ein Stein strahlt seinen Glanz auf die andern, und jedwede Kreatur hat ihren Urtrieb nach liebender Umarmung. Auch steht die ganze Natur dem Menschen zu Diensten, und in diesem Liebesdienst legt sie ihm freudig ihre Güter ans Herz“ (34). In ihrer Selbstcharakteristik versteht sich die Barmherzigkeit als Heilmittel und Bindeglied zwischen den Kreaturen: „Ich aber, ich bin

in Luft und Tau und in aller grünenden Frische ein überaus liebliches Heilkraut. Übervoll ist mein Herz, jedwedem Hilfe zu schenken. Ich war schon zugegen, als das ‚Es werde‘ erscholl, aus dem alle Welt hervorging ... Mit liebendem Auge berücksichtige ich alle Lebensnöte und fühle mich allem verbunden.“

In diesem herrlichen Hymnus wird das Loblied der Verbundenheit gesungen, es wird schon das „dialogische Prinzip“ entdeckt: nichts kann isoliert betrachtet werden, erst wenn wir uns gegenseitig beistehen, wenn wir versuchen, den anderen durch „Empathie“, durch einführendes Denken, besser zu begreifen, wird aus der Schöpfung ein Garten der Gnade. Und – gleich der Sophia, der göttlichen Weisheit – versteht sich die *Misericordia* als ein Urelement, das der konkreten Schöpfung vorausging. Bevor Gott die Welt schuf, bevor die vielen Dinge und Wesen entstanden, da war schon die Barmherzigkeit und sorgte dafür, daß die Welt nicht als ein Bereich von Monaden erscheint, wo jedes Wesen unverbunden neben dem anderen existiert, sondern als eine Gemeinschaft von Wesen, wo jeder den anderen nötig hat, wo erst allmählich die Verbundenheit heranwächst, weil der „Urtrieb nach liebender Umarmung“, wie Hildegard sagt, die Einheit der Liebe erst möglich macht.

Mit einer schon fast sarkastischen Ironie charakterisiert Hildegard den *Feigling* (die „*Ignavia*“). Zunächst wird auch er nicht unsympathisch eingeführt: „Ich will keinem ein Leid zufügen, damit auch ich selber nicht ohne Trost und Hilfe bleibe“ (34). Das klingt ganz ähnlich der goldenen Regel: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Wer die anderen respektiert und niemanden verletzt, der kann die Hoffnung haben, auch selber ungeschoren davonzukommen. – Dann aber kommt zum Vorschein, daß der Feigling jede Auseinandersetzung scheut, daß er grundsätzlich jedem Streit aus dem Wege geht. Er will seine eigene Existenz nicht aufs Spiel setzen, bleibt immer neutral – oder schließt sich jeweils der Meinung des gerade Mächtigsten an. Was zunächst lobenswert klingt: „Solange ich unter Menschen weile, will ich in Frieden mit ihnen leben“, ist in Wirklichkeit eine Verweigerung jeder Stellungnahme, eine permanentes Sich-ducken. Das Chamäleon wechselt die Farbe, um unauffällig zu bleiben. In einem Satz kommt die kleinbürgerliche Haltung besonders deutlich heraus: „Ich jedenfalls besitze mein Häuschen, das ich mir ausgesucht habe“ (35). Dieses Häuschen gilt es zu retten, dafür lohnt es sich, „schön den Mund zu halten“, wenn andere ihn sich verbrennen. In dem Roman „Der Fall“ von Albert Camus wird ein Mann, der die Entscheidung scheut, gefragt: „So erzählen Sie mir doch bitte, wie Sie es fertiggebracht haben, Ihr Leben nie aufs Spiel zu setzen.“ Und im gleichen Buch heißt es an anderer Stelle: „Es gibt bei Dante En-

gel, die im Streit zwischen Gott und Satan neutral bleiben. Und er weist ihnen ihren Aufenthalt in der Vorhölle an.“ – In dieser Vorhölle sitzen die Feiglinge, die nie Farbe bekannt haben, um nur ja ihre Haut und ihr Häuschen zu retten.

Gegen den Feigling steht der *göttliche Sieg* auf („*Divina Victoria*“), der kampfbereite Einsatz für die rechte Sache, die Entscheidungsfreude. Der Feige ist wankelmütig, ihm fehlt das rechte Maß, er gewinnt keine wirkliche Kontur, deshalb wird von ihm gesagt: „Du bist Asche in Asche ... Ich mag kein Leben, das in der Asche liegt.“ Die „Victoria“ kann sich nicht mit der Suche nach einem Versteck abfinden und zufriedengeben, nicht mit der Farblosigkeit der Unentschiedenheit. „Ich begehre, an den springenden Quell selbst zu gelangen.“ Und weil das nur möglich ist, wenn man auch zum Kampf bereit ist, deshalb heißt es ausdrücklich: „Ich nehme den Kampf auf.“ Es ist ein kämpferisches Verständnis der Wahrheit, das hier zum Ausdruck kommt, man muß um sie ringen, damit sie Gestalt bekommen kann. Zum menschlichen Dasein gehört nun einmal die Auseinandersetzung, die kämpferische Positionsbestimmung, erst dadurch kommt zum Vorschein, was alles im Menschen steckt: es sind die Wehen, die eine Geburt vorbereiten.

Aber die Welt ist in einer polaren Spannung gebaut, auch im Menschen muß immer dieses labile Gleichgewicht bedacht werden, damit nicht die eine oder andere Seite ein Übergewicht bekommt. – Wer meinte, Hildegard würde unbesehen die kämpferische Auseinandersetzung betonen, wird gleich eines Besseren belehrt. In einer dialektischen Akzentverschiebung wird nämlich gleich nach der Abkanzlung des Feigen auch der zornige Kämpfer nicht weniger kritisch bedacht. Der leibhafte *Zorn* („*Ira*“) faucht nämlich „Feuer um Feuer wie brennende Fackeln“, wo er hinkommt, verbreitet er Angst und Schrecken, weil er wild um sich schlägt und kurzen Prozeß mit seinen Widersachern macht. „Ich zermalme und vernichte alles, was mir in die Quere kommt. Sollte ich das Unrecht gar noch dulden?“ (36). Ihm setzt Hildegard die *Geduld*, die tragbereite Ausdauer entgegen („*Patientia*“). Auch die Beharrungskraft und die Fähigkeit, etwas durchzutragen sind nötig, damit ein gutes Ende erreicht werden kann. „Ich bin aller Grüne ein milder Hauch. Ich lasse die Blüten und Früchte der Tugenden hervorsproßen und errichte ihnen im Herzen der Menschen eine feste Burg. Was immer ich auch beginne, ich halte es durch; ich bleibe beharrlich und vernichte niemanden.“

Hildegard will also die Einseitigen zurechtrücken. Wer meint, er käme mit einer einpoligen Betrachtungsweise durchs Leben, der wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Wirklichkeit komplizierter ist und daß er sich immer korrigieren muß, wenn er in der Balance bleiben will. Das ist

in der Tradition der Ethiker ein altes Prinzip, schon Aristoteles hat in seiner Nikomachischen Ethik dieses Verfahren angewandt. „Der Tapfere erscheint gegenüber dem Feigen als sinnloser Draufgänger, gegenüber dem Draufgänger als feige. Ähnlich ist es bei dem Besonnenen: dem Stumpfsinnigen gegenüber erscheint er als zügellos, dem Zügellosen gegenüber als stumpfsinnig, und der Großzügige erscheint dem Knauserigen gegenüber als Verschwender und dem Verschwender gegenüber als knauserig“ (II 8). – Jahrhunderte nach Hildegard hat Blaise Pascal eine ähnliche dialektische Ethik entwickelt, bei ihm heißt es in den *Pensées*: „Gefährlich ist es, daß man den Menschen zu sehr darauf hinweist, daß er den Tieren gleiche, ohne ihm zugleich seine Größe vor Augen zu führen. Noch gefährlicher ist es, wenn man ihm seine Größe ohne seine Nichtigkeit vor Augen führt. Am gefährlichsten ist es, ihn in Unkenntnis über beides zu lassen. Aber es ist sehr nützlich, ihm das eine und das andere darzustellen. – Weder darf er glauben, er gleiche den Tieren, noch er gleiche den Engeln, noch darf er in Unkenntnis über dieses oder jenes sein, sondern er muß dieses und jenes wissen“ (Fragment 418). – Genau das ist auch die Methode Hildegards, deshalb läßt sie so viele einseitige und aus dem Gleichgewicht gekommene Gestalten auftreten.

Man kann die kämpferischen Zwiegespräche zwischen den Repräsentanten des Dunkels und des Lichts auch als inneren Dialog verstehen. Im Selbstgespräch und in der ehrlichen Reflexion über die eigenen Gestimmtheiten und Neigungen, über die geheimen Wünsche und Sehnsüchte, kommen ja auch die Abgründe zum Vorschein. Wir haben immer die Neigung, unseren Standpunkt zu rechtfertigen, den eigenen Weg als den einzig sinnvollen hinzustellen. In einer rationalisierten Argumentation werden die Einwände abgewehrt, um die Stimmigkeit der eigenen Begründung unter Beweis zu stellen. Da ist es gut, den kritischen Einwänden Raum zu geben, um eine Kurskorrektur möglich zu machen. Im Grunde sind es heute noch die gleichen Gefährdungen wie zur Zeit Hildegards, die den Menschen in die Isolation treiben, in die Schuld oder die Verzweiflung: die Nichtanerkennung seiner Geschöpflichkeit und damit seiner existentiellen Abhängigkeit; die Eigensinnigkeit, nur seinen eigenen Vorstellungen zu folgen, die Hör-unwilligkeit, die Neigung also, sich gegen den hilfreichen Zuspruch abzuschirmen; die Habgier, sich alles anzueignen und nicht mehr seine Verbundenheit und Mitverantwortlichkeit mit anderen zu sehen und anzuerkennen. Wer seine Autonomie verabsolutiert, koppelt sich vom größeren Zusammenhang ab. Und weil jeder Mensch in dieser Gefahr steht, wird er von Hildegard in diesen Dialog hineingerufen, er muß die Bühne, auf der sich die Dramen abspielen, als die innere Szenerie seiner Seele begreifen.

Machen wir uns das an einigen weiteren Beispielen deutlich. Der *Mißgünstige* („*Invidia*“) ist ein Mensch, der in sich keinen wirklichen Wert entdecken kann. Diese negative Selbsteinschätzung ist aber nicht aus der Demut geboren, sondern vom neidischen Blick auf andere bestimmt. Seiner Einschätzung nach sind alle anderen von der Natur besser bedacht worden als er, nun hat sich ein böses Ressentiment entwickelt, das sich zerstörerisch auswirkt. „Wenn ich das Schöne und Strahlende schon nicht selbst besitzen kann, dann will ich es wenigstens in den Dreck ziehen ... Alle, die sich treuherzige Menschen nennen, verletze ich“ (135). Der neidische Blick zerfrißt die eigene Seele und führt dazu, auch keinem anderen etwas zu gönnen. Alles muß schlecht gemacht und ins Lächerliche gezogen werden, damit es seinen Wertcharakter verliert.

Die Kontrastfigur, die *Liebe* („*Charitas*“), geht auf das Gesagte nicht unmittelbar ein. Aber im Duktus ihrer Rede wird deutlich, wie man leben sollte, um dem Pesthauch des Ressentiments nicht zu verfallen. „Ich bin jener Lufthauch, der alles Grüne nährt und die Blüten sprießen läßt mit ihren reifenden Früchten ... Ich bin jener Regen, der aus dem Tau herweht, durch den alle Kräuter mich anlachen zu fröhlichem Leben“ (136). Die Liebe will nichts für sich haben, sie freut sich, wenn Leben gefördert wird, sie kann das Kostbare überall da hochschätzen, wo es sichtbar wird. Die *Charitas* kann zusehen, daß andere zur Fülle und zur Reife kommen. „Die Liebe macht sich nicht wichtig ..., sie sucht nicht das ihre“, heißt es im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes (4.5).

Was uns besonders überraschen mag, ist, daß Hildegard immer wieder auf eine Geisteshaltung zu sprechen kommt, die man am ehesten als Agnostizismus kennzeichnen möchte. Das Hochmittelalter war offensichtlich nicht nur das Zeitalter der Glaubensstärke und der kirchlichen Geschlossenheit, sondern auch eine Ära der Anfechtung und Verunsicherung. Auch damals zog sich mancher auf sein privates Territorium zurück und verteidigte es vehement. So läßt Hildegard den *Ungehorsam* auftreten („*Inobedientia*“), der aber gerade seine Autonomie verteidigt. „Wir treten als die rechtsmäßigen Philosophen auf, und wir sind klüger als alle anderen ... So viele Meister haben uns nach ihrem Eigensinn ... Vorschriften gemacht: Sollten wir handeln, wie es ihnen gefällt? Was für ein Unfug! ... Was ich mir selber vorschreibe, von dem weiß ich genau, was ich daran habe und was ich anfassen kann und dessen Sinn ich verstehe“ (138f). Eine verblüffende nüchterne Rationalität drückt sich hier aus. Nicht mehr die großen Autoritäten sollen verehrt und ehrfürchtig zitiert werden, die eigene Empirie wird zum Maßstab erhoben. Ähnliches spricht auch der *Ungläubige* („*Infidelitas*“) aus: „Ein anderes Leben kenne ich nicht als dieses hier, das ich sehen und fühlen und fassen

kann ... Und wie ich sonst auch suche und forsche, und was ich auch zu sehen und zu hören und zu wissen bekomme, ich finde keine andere Wirklichkeit ... Nur das, was ich sehe, das weiß ich“ (140).

Eine solche Auffassung kann nur schwer „widerlegt“ werden, man kann höchstens versuchen, die Einseitigkeit der Betrachtungsweise nachzuweisen. So sagt der *Gehorsam* („*Obedientia*“) nur: „Im Geheiß Seines Wortes ertöne ich wie eine Zither ... Ich trachte nach nichts, als was aus Gott kommt, da ich von Ihm ausging, aus Ihm gewachsen bin und keinen anderen Gott will“ (139). Statt Gegenargumente zu suchen, wird ein Bekenntnis abgelegt. Der Mensch kann sich nicht aus sich heraus verstehen, mit seinen Sinnen und seiner Erkenntnis stößt er schnell auf seine Grenzen. Also muß er sich einem größeren Zusammenhang einfügen. Wunder schön wird das im Bild von der Zither veranschaulicht, die vom göttlichen Hauch gespielt wird. Schon ein Hymnus der frühchristlichen Zeit hat dieses Bild gebraucht. In der 6. Ode Salomos heißt es: „Wie der Windhauch durch die Harfe weht und die Saiten ertönen läßt, so fährt durch meine Glieder der Geist des Herrn und ich ertöne in seiner Liebe.“ – Auch der *Glaube* („*Fides*“) versucht nicht, den Ungläubigen von seiner Auffassung abzubringen, wehrt sich nur gegen die „Vernünftelei“ und bekennt, er möchte „ein Spiegel Gottes“ sein (141).

Offenbar hat Hildegard oft genug beobachtet, daß Hochmut und selbstischer Eigensinn umschlugen in Depression und Verzweiflung. Aus der hybriden Selbstüberschätzung wurde dann plötzlich eine nihilistische Bodenlosigkeit. Der *Verzweifelte* („*Desperatio*“) spricht: „Was ist das doch für ein furchtbares Entsetzen! Und wer könnte mich trösten! ... Keine Freude am Guten habe ich und auch keinen Trost mehr an der Sünde. Auf der ganzen Welt gibt es nichts Gutes mehr!“ (141). Alles ist in kohlrabenschwarze Nacht abgesunken und kein Fünkchen Licht mehr zu sehen. Nun ist es auffällig, daß die Gegenfigur, die *Hoffnung* („*Spes*“), dem Verzweifelten nicht seine Sünden um die Ohren haut und ihn für seinen Zustand selbst verantwortlich macht, sie rät ihm vielmehr, nicht dauernd an seine Schuld zu denken. „Kein Mensch, der etwas Gutes erreichen will, soll sich selbst sein Verderben vorhalten.“ Wer sich als einen Verlorenen betrachtet, der wird – nach dem Gesetz der sich selbst erfüllenden Prophetie – nur zu leicht in diese Haltung der Resignation hineinfallen und dort steckenbleiben. Die Hoffnung wirft dem Verzweifelten nur vor, daß er sein Vertrauen drangegeben hat, deshalb kommt er aus seinem Zustand nicht heraus. Er gibt ihm nur den Rat, das Vertrauen durchzuhalten: „Ich bringe alles Tun zur Vollendung und ziehe so die ganze Welt an mich!“, sagt die Hoffnung (142).

Hildegard muß häufig mit psychisch labilen und depressiven Menschen zusammengetroffen sein. Die Begegnung mit solchen schwierigen Fällen fließen immer wieder in ihre Aufzeichnungen ein. Da läßt sie einen vom *Weltschmerz* („*Tristitia saeculi*“) geprägten Menschen sprechen: „Mir hat Gott im großen und ganzen nichts Gutes erwiesen ... Ich weiß nicht einmal, wer ich selber bin. Geschaffen zum Unglück und im Unglück geboren, lebe ich ohne jeden Trost dahin. Was nutzt ein Leben ohne Freude? Warum bin ich überhaupt auf Erden, wo mir doch nichts Gutes mehr begegnen kann?“ (228). Als Antwort spricht die *himmlische Freude* („*Coeleste gaudium*“): „Du willst nicht sehen und erkennen ... Eilt der Tag dir entgegen, so nennst du das Nacht. Steht dir das Glück vor der Tür, so sprichst du vom Fluch. Wenn es gut mit deinen Angelegenheiten steht, behauptest du, es sei vom Fluch bestimmt.“ Hildegard weist also vor allem auf den verstellten Blick, die falsche Betrachtungsweise des Pessimisten hin. Im Grunde will er die Wirklichkeit mit ihren Möglichkeiten und Angeboten nicht sehen, weil er sich in seiner schwarzen Grundeinstellung immer nur bestätigt sehen will. Deshalb spricht die Freude: „Ich schaue alles, was Gott erschuf, mit rechten Augen an, während du nur von schädlichen Dingen sprichst. Ich nehme die Blüten der Rosen und Lilien und die ganze Grünheit zärtlich ans Herz, indem ich allen Gottes-Werken ein Lob singe ... All mein Tun schenke ich vielmehr meinem Gott. Auch in der Traurigkeit steckt noch Freude ... Du aber stehst nur mit der wertlosen Seite in einem Einvernehmen“ (228 f.). – Man mag einwenden, daß eine solche Argumentation von einem Menschen mit einer schweren Depression gar nicht wirklich vernommen werden kann. Das mag schon sein, aber es gibt auch Menschen, die sich in den Trübsinn hineinschlittern lassen, ohne nach einem Rettungsanker greifen zu wollen. Hildegard will hier wieder die partielle Blindheit aufbrechen, weist auf die einfachen Dinge hin, auf die Grünkraft der Natur, auf die Geschenke der Musik, auf die Kostbarkeiten der Schöpfung. Sie wird nicht müde, auf die Kräfte in der Schöpfung hinzuweisen, auf das Wasser z. B., das „zum Heil der Menschenseelen“ bestimmt ist. Wohl sieht sie auch die Gefährdung der Natur, aber sie ist davon überzeugt, daß „Gott der Allmächtige die ganze Welt verteidigt“ (230). Das Wasser wird zum Symbol für die Lebenskraft, die Gott immerzu gewährt. „Die Wasser heiligen alles; und da sie alle Dinge notwendig durchdringen, um sie zu festigen, halten sie alles zusammen, damit es nicht vergehe. Da sie so mit ihrer Sammlung den Erdkreis tragen, tragen sie auch das Ganze. Mit dem Schweiß ihrer Feuchte durchdringen sie die ganze Natur, damit ein jedes Ding in seiner eigenen Lebendigkeit lebe, so wie Gott ihm zu leben bestimmt hat ... Was die Grünkraft hat, lebt, wie etwa der Baumbestand.

Was innere Feuchtigkeit besitzt, lebt, so wie die Pflanzen ... So hält das Wasser die Feuchte in ihrer inneren Wirksamkeit zusammen“ (230f).

Wer sich der Schwermut und dem Weltschmerz überläßt, der gerät in die Gefahr, zum vertrockneten Baum zu werden, der keine Blätter mehr tragen kann. „Dieser Lebensform fehlt alle Grünkraft, und sie bleibt ohne allen Schutz der Seligkeit“ (244). Mit einer erstaunlich genauen Beobachtungsgabe schildert sie die Symptome eines solchen Menschen: „Sie bringen weder für sich noch für ihre Mitmenschen irgend etwas an Liebe auf, da sie weder in freudigen noch in traurigen Tagen, weder in glücklichen noch in unglücklichen Verhältnissen jemals ein dauerhaftes Vertrauen zeigen“ (245). Mit sicherem Blick hat Hildegard erkannt, wo der schwache Punkt auszumachen ist: der Mangel an einem elementaren Vertrauen führt zu einer Unfähigkeit zur Freude und zu einer lähmenden Lethargie. Es geht gewissermaßen keine Sonne mehr auf, und es kommt kein Frühling mehr. Auch die Kettenreaktion des Unheils und der fruchtlose Kreislauf der Enttäuschungen wird genau gekennzeichnet: „Überall, wo sich die Menschen dem Weltschmerz überlassen, stürzt sie die Anfechtung des Gemütes in Zweifel, während sie sich doch durch eine geistige Haltung gleichsam mit der Rechten gegen den Weltschmerz wehren sollten.“ Nun wird „jede Tapferkeit im Bereich der Seele wie des Leibes“ unterdrückt, und der Mensch wird durch die einbrechenden Widersprüchlichkeiten hierhin und dorthin getrieben. Alles kann schließlich nur noch schwarz und nachtfinstern gesehen werden. „Weder an Gott noch an der Welt haben sie eine rechte Freude, noch können sie voll und ganz auf ihr eigenes Werk bedacht sein ... Vielmehr lassen sie alles auf den Weltschmerz hin treiben. Keinerlei grünende Lebensfrische besitzen sie mehr auf ihren Lebenspfaden, sondern leben wie eine Unke, die sich fern vor aller Freude und allem Frohsinn des Himmels wie der Erde verkriecht“ (245). Die natürliche Folge ist eine verzweifelte Grundstimmung, die keiner Hoffnungsbotschaft mehr zugänglich ist. „Sie ziehen aus allem Trost und jeder Ruhe ihres Gemütes weg, so daß sie schließlich voller Verzweiflung und sich selber verwünschend ... keine Zuversicht mehr haben, sie könnten noch irgendwas an Seligkeit besitzen“ (246).

Die Symptomschilderung ist so präzise, daß auch ein heutiger Psychologe nicht viel anders diagnostizieren würde. Hildegard weiß auch, daß eine Heilung und ein Herausführen aus dieser Verengung und Verkennung des Lebens schwierig ist. Menschen müssen durch ein reinigendes Feuer, „weil sie nicht in der hoffnungsfrohen Freude ... ergrünt sind ... und weil sie sich der Verbitterung ihrer Herzen ergaben“ (258). Ihre Sperre gegen das Geschenk der Glückseligkeit hat sie in einen Zwiespalt geführt und eine Verfinsterung bewirkt. Das entscheidende Kennzeichen

ist für Hildegard: „Die Traurigkeit der Welt freut sich nicht mehr auf ihre himmlische Heimat“ (258). Verzweiflung bedeutet ja: es gibt keine Erlösung, Rettung ist nicht möglich, alles muß ins Verderben hinunter, Heimat gibt es nicht.

Auf viele andere Aspekte der dialogischen Ethik Hildegards könnte eingegangen werden. Hier soll nur noch auf zwei Haltungen kurz eingegangen werden, die Hildegard aufgreift und problematisiert: die *Spottsucht* („*Scurrilitas*“) und die Neigung zum *Umherschweifen* („*Vagatio*“). Der Spötter spielt mit den Möglichkeiten, nimmt aber nichts wirklich ernst, auch das Böse wird mit der gleichen Spiellust aufgegriffen, weil das Gefühl für Maß verlorengegangen ist. Deshalb geht auch das Verständnis für die Ehrfurcht und den Respekt gegenüber den Werten verloren. Ähnlich ist es mit dem Herumschweifenden: er will nicht erwachsen werden, deshalb spricht Hildegard von einer „jugenhaften Unziemlichkeit“, er bleibt ein Vagabund und hängt in der Finsternis „wie in einer Wiege, die vom Winde hin und her geschaukelt wird“ (237). Und weil er immer nur nach Zerstreuung sucht, findet er „weder einen rechten Anfang noch bringt er etwas recht zu Ende“, selber voller Wankelmur, wird er durcheinandergewirbelt. Solche Leute „sind überall auf der Jagd nach dem großen Unbekannten, sie vermögen immer nur fremde Behausungen aufzusuchen“, obwohl sie eigentlich „keinem recht klarmachen können, was sie im Grund eigentlich wollen.“ Sie suchen „nur überall umherzuschweifen und ihre üblen Scherze anzubringen“ (237).

Was ist das für eine treffsichere Beobachtungsgabe, die hier zum Vorschein kommt, und der Typus, den sie mit sicheren Strichen skizziert, ist heute ja wahrhaftig nicht ausgestorben. Wie versucht Hildegard nun, ein positives Gegenbild zu entwickeln? Sie geht nicht Punkt für Punkt auf die Symptomatik ein, sondern entwirft ein großzügiges Gegenbild, das einen positiven Impuls geben soll, wobei sie sich auf das Hohelied beruft und sich von seiner Sprache anregen läßt. Der Einzelmensch soll aus seiner Isolation herausgerissen werden und erkennen, daß er seinen Platz im Schöpfungsgesamt hat. Er kann nicht in einer egozentrischen Sonderung bleiben, wenn er in einen großen Dialog hineingenommen wird. *Sophia*, der *Weisheit*, wird in den Mund gelegt: „Ich habe mich aufgemacht und habe meinen Mantel ausgeschüttelt, um ihn mit Tausenden und aber Tausenden Tropfen köstlichen Taus zu durchtränken“ (238). Gott ruft den Menschen aus seinem Versteck heraus, er rechnet mit ihm, weil er mit ihm etwas vorhat. „So laßt uns also ein Gespräch miteinander führen.“ Und nun kommt wieder eine der wunderbaren Hymnen, in ihr werden die menschlichen Ursehnsüchte und elementaren Bedürfnisse auf eine großartige Weise gedeutet. Die ganze Schöpfung ist ein Ausfluß der Liebe

Gottes. Und alles, was sich im Menschen regt, ist im Grunde ein Verlangen nach der Begegnung mit Gott.

„Alles Gehorchen der Kreatur
war nur ein Verlangen nach dem Kuß des Schöpfers:
Und alle Welt empfing den Kuß ihres Schöpfers,
da Gott ihr alles schenkte, was sie brauchte.
Ich aber, ich vergleiche
die große Liebe des Schöpfers zu Seinem Geschöpfe
und der Geschöpfe zum Schöpfer
mit jener Liebe und Treue,
mit der Gott den Mann und die Frau
zu einem Bund zusammengab,
auf daß sie schöpferisch fruchtbar würden.“

Unsere Bedürfnisse sind alle „wohl durchdacht“ und wollen „recht befriedigt werden“, das ist Hildegards Überzeugung. Auch hier kommt wieder ihre herzerfrischende Weltzugewandtheit und sachliche Nüchternheit zum Vorschein, die durchaus theologisch begründet wird: „Der Schöpfer ist mit Seiner Schöpfung im Bunde, wenn Er die grünende Lebensfrische und die fruchtbare Lebenskraft eingießt“ (238). Letztlich kann der Mensch nur dann befriedigt werden, wenn er die göttliche Zuwendung erfährt. „In seinem innersten Seelen Grunde verlangt er (der Mensch) nach einem Kusse seines Gottes“ (239).

Wer Hildegards Buch liest, wird in einen großen Dialog hineingenommen. Auf Schritt und Tritt kann es passieren, daß man mit sich selbst konfrontiert wird, daß man sich in den Äußerungen wiedererkennt. Behutsam werden Fehlhaltungen sichtbar gemacht und Wege gewiesen, werden Korrekturen angebracht und neue Sehweisen angeboten. Es ist eine verblüffend moderne Form, in der das Ganze geschieht, liebevoll, aus der Weisheit geboren. Hier doziert kein moraltheologischer Besserwisser, hier spricht eine Frau, die viel Schönes und Schweres erfahren hat und durch ihre Schau angewiesen wurde, anderen Wege sichtbar zu machen. Es wird Zeit, daß wir uns wieder auf die Hildegardische Ethik besinnen.